

Bauen + Bauten für alte Menschen : "Hohes Alter, hier sind wir. Ermesst des Menschen Herz..."

Autor(en): **Giono, Jean**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **29 (1975)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-335236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bauen + Bauten für alte Menschen

Jean Giono

»Hohes Alter, hier sind wir. Ermeßt des Menschen Herz...«

(Saint John Perse)

Ich habe immer Greise an meinem Tisch und in meinem Haus gehabt. Der erste war mein Großvater mütterlicherseits, als ich noch ein kleiner Knabe war. Er hatte den italienischen Feldzug bei den Zuaven mitgemacht. Bei Kriegsende, nach dem Waffenstillstand von Villafranca, wurde er Pfandnehmer beim Musikkorps der kaiserlichen Garde. Er spielte die Zugposaune. Er war »erste Zugposaune« der garde impériale.

Die halb legendären, halb historischen Familienannalen berichten, daß er des öfteren von der Kaiserin Eugénie aufgefordert wurde, in den Damensalons, wo hinter des Kaisers Rücken getanzt wurde, zu spielen. Die berühmte Posaune hing später über dreißig Jahre lang an einem Nagel über dem Bett meiner Mutter. Diesen Großvater sehe ich vor mir als ein kleiner, vierschrotiger Mann, stets schlecht gelaunt, den ich oft dabei ertappte, wie er, den Kopf in den Wandschrank gesteckt, in aller Eile ein Gläschen hinuntergoß, und der stets von Solferino sprach.

Nach ihm war es sein Bruder, der zu uns flüchtete. Es war der Onkel Eugen (der Onkel meiner Mutter). Er war stocktaub. Mein Vater lud jedermann an seinen Tisch, und wenn man einmal daran saß, war nichts leichter als daran sitzen zu bleiben. Onkel Eugens Mitgift bestand aus sechs Taschentüchern, zwei neuen Bettlaken und einem Tisch Louis' XIII., an welchem ich noch heute diese kleine Chronik schreibe.

Man bedauerte ihn, weil er Pech hatte. Er hatte eine Dichterin geheiratet, die Gefallen an der provenzalischen Dichtung und insbesondere an den félibres¹ fand. Letztere waren schöne Männer mit großen Hüten und Schnurrbärtchen nach kaiserlicher Mode, die sich bei unzähligen Banketten dickes rotes Blut machten.

Sie hat den armen Onkel so sehr einmistralisiert², daß er dabei ganz verdummte; sie entzog sich schließlich dem ehelichen Domizil und ließ sich in Marseille als Gemüsehändlerin nieder. Unter Seufzern schickte sie dann Blumenkohl nach Aubanel. Sie hat einige Gedichte hinterlassen, deren Verse sich auf »ou« reimten. Auf der Vorderseite der in Forcalquier auf ihre eigenen Kosten gedruckten Broschüre ist eine Art Metro-Eingang 1900 zu sehen.

Der Onkel Eugen war, wie mein Großvater, ein kleiner Mann von starkem Gliederbau, aber er sprach nicht von Solferino; er sprach fast nie, oder nur dann, wenn er meiner Mutter ein Kompliment zu ihrer ausgezeichneten Küche machte. Bevor er an unserem Tisch Platz nahm, hatte er ausschließlich von Pellkartoffeln gelebt, die er sich selber kochte, während seine eheliche Lazarine mit den Musen spielte und auf »ou« reimte. Er wurde von unserer Familie zum Olivenkonnetabel ernannt. Er beaufsichtigte die Olivengärten und die Herstellung des Öls.

Er starb eines Abends bei Tisch, nachdem er einen kleinen Rattenschrei ausgestoßen hatte.

Da die alten Leute der Familie nunmehr vergriffen waren, nahmen wir unsere Eigentümerin bei uns auf. Es war eine sanfte, alte, in An-

dacht versunkene Jungfer, eine Art Devotionskonfekt, die sich den ganzen Winter über mit zwei Stück Holz erwärmt, indem sie sie aufeinander rieb.

Wir bezahlten ihr fünfzig Franken Miete im Jahr für sieben mächtig große Zimmer, worin man hätte reiten mögen, die aber vom Fußboden bis zur Decke dem Zusammenfall nahe waren. Es regnete auf alle Betten. Jahrelang hatte ich einen Regenschirm neben meinem Nachttisch. Wie mein Vater, wie meine Mutter war ich gewohnt, beim matten Aufschlag der von der Zimmerdecke auf meine Bettdecke fallenden Tropfen aufzuwachen. Ich öffnete meinen Regenschirm und schlief weiter.

Mein Vater, herzensgut, liebte die Geistlichen nicht besonders. Er kam direkt von 1848³, an Zola und der Affäre Dreyfus vorbei. Die Konversation von Fräulein D. drehte sich ausschließlich um Eucharistie, Kommunion, Messe, Vesper, Seelenheil, Domherr, Diakon, Dekan. Es war schwierig, diese zwei Geigen aufeinander abzustimmen.

Meine Mutter, trotz bewahrter Zurückhaltung, neigte eher zum Kirchturm, und mein Vater respektierte ihre Überzeugungen. Unangefochten fuhr Fräulein D. fort, von den Geschichten des Gottessohns zu sprechen, während mein Vater, stumm neben ihr sitzend, ostentativ »La faute de l'Abbé Mouret« las (oder richtiger gesagt, ausbreitete). Wie alle Umstürzler seiner Epoche war mein Vater ein Feind des Skandals; die Lektüre der »Schuld des Pfarrers Mouret« war das Maximum, was er in dieser Beziehung tun konnte. Er hat zwar sein Ziel verfehlt; für Fräulein D. heiligte das Wort »Pfarrer« alles, sogar Zola: sie betrachtete Zolas Werk als ein gottgefälliges. Ich glaube sogar, sie ging soweit, meine Mutter, des guten Geistes ihres Gatten wegen, zu beglückwünschen. Er aber, schlaun und pfiffig, steckte das Kompliment in die Tasche, mit dem Taschentuch darauf! Ich hatte nicht das Glück, meinen Vater lange zu behalten; er starb 1920, bald nach meiner Entlassung. Er hatte gerade noch die Freude erlebt, mich unverseht aus dem Krieg von 14 heimkehren zu sehen. Das war letzten Endes keine kleine Sache.

Ich durfte meine Mutter länger behalten. Während des Krieges von 1940 waren wir vierzehn bei Tische, darunter mehrere Greise: meine Mutter, ihr Bruder (mein Onkel), die Großmutter meiner Frau (welche hundertdrei Jahre alt wurde) und schließlich die Mutter meiner Frau.

Natürlich haben sie uns nach und nach alle verlassen.

Vor einigen Jahren, nachdem die Kinder ausgeflogen waren, fanden wir uns allein, meine Frau und ich. Eines Abends, nach dem Abendessen, als ich meine Pfeife rauchte, sagte Elise: »Es fehlen uns einige Greise im Haus.« Sie hatte recht. Den Mangel verspürte ich auch. Wir brauchten nur der Zeit zu vertrauen. Jetzt sind es Elise und ich, die alt sind.

Eine lange Einleitung (der ich vielleicht gerne verfiel), um zu dem zu gelangen, was ich sagen wollte: daß das Alter gar nicht dieser schreckliche Moment ist, von dem so viel gesprochen wird. Einer meiner Freunde, achtundsiebzigjährig, der kürzlich von einem Journalisten gefragt wurde, welches Alter er haben möchte, wenn er dies wünschen könnte, antwortete: »Das Alter, das ich habe.« Ich bin der gleichen Ansicht. Ich würde nicht um alles Gold der Welt zu den dreißiger oder vierziger Jahren zurückkehren und nicht um alles Gold des Weltalls zu den zwanziger!

Es ist sehr angenehm, alt zu werden. Das Abnehmen der körperlichen Kräfte ist Zauberkraft. Es lehrt uns das Maß; das Wasser, welches man dem Wein zufügen muß, erlöst vom Geschmack für das

¹ Ein Dichtersänger im Langue d'oc, Mitglied des félibrige, einer literarischen Gesellschaft zur Erhaltung der provenzalischen Sprache und anderer Dialekte des Langue d'oc.

² Frédéric Mistral, provenzalischer Dichter 1830–1914, einer der Gründer des félibrige.

³ Revolution vom 24. 2. 1848, durch die Louis-Philippe gestürzt wurde.

Ungestüme. Es kommt der Augenblick, wo das Milligramm genügt, wo es früher der Tonnen bedurfte. Wie groß ist die Welt der Delikatessen, die wir entdecken; und von gewohntem Gebrauch. Die Zeit um uns enteilt wie ein schneller Strom. Das Jahr beginnt, geht vorüber und endet. Es bleibt keine Sekunde Zeit zur Langeweile. Was man einmal auffraß, ohne gesättigt zu werden, genießt man jetzt, ohne die Sättigung zu wollen, die ja, man weiß es, das Ende des Glückes ist. Was einen allgemeinen Geschmack hatte, entfaltet nun das Aroma besonderer Gewürze. Die Gebrechlichkeiten bremsen von allen Seiten; es bedarf nicht einmal mehr der Weisheit.

Sogar die Nähe und das unerbittliche Bevorstehen des Todes ist, wenn nicht gerade herzerquickend, doch sehr interessant. Man versteht den Fluch der Ewigkeit, und daß es recht und gut ist, ein Ende zu nehmen.

Die menschlichen Leidenschaften sind oder scheinen für einen Ge-

brauch von ungefähr hundert Jahren geschaffen zu sein. In dem Maße, wo der Zeitpunkt nahekommt, da sie ihre Geltung verlieren, verlieren sie von ihrem Vollgehalt (von ihren Illusionen). Was ohne Legierung zu sein schien, erscheint jetzt ohne edle Materie.

Man merkt, daß man ehemals mit Nickel bezahlt hat und zugleich, daß man mit diesen Münzen (welche einem ebenfalls zuteil wurden) alles bekam. Aus der Nähe des natürlichen Todes entspringt eine Leichtigkeit zum lächelnden Humor, eine beglückende Zwanglosigkeit, zu der wir ganz unfähig wären, würden wir dazu bestimmt sein, ewig (oder wenigstens noch weitere hundert Jahre) mit falschen Münzen zu spielen.

Die Genüsse oder die Kräfte der Jugend sind nichts neben diesen Freuden.

Aus dem Französischen übersetzt von Marguerite Morel

Am Rande

Lebensteiliges Leben

En marge

La vie cloisonnée

Supplementary Remarks

Segmented Life

Weil es sentimentale Gefühle weckt, mag der Text des französischen Dichters Jean Giono als unwirklich erscheinen: Die Großfamilie und das Alter in der Verklärung!

Zur Wirklichkeit gehört aber gewiß, daß die sozialen Lasten für die Alten und die Kranken von den Jungen und Gesunden nicht mehr getragen werden können, wenn die Anforderungen für die Perfektionierung des isolierenden Unterhalts weiterhin steigen.

Für dieses Heft haben wir neue Wohnquartiere gesucht, in denen junge Familien und junge Kommunen leben, wo Gemeinschaftseinrichtungen die erwerbstätige Frau entlasten, wo die Alten in der Nähe der Jungen wohnen können, wo sie die Hilfe der Jungen eher erwarten können, als wenn sie weitab wohnen, wo die Gemeinschaftseinrichtungen für die Jungen auch den Alten dienen, wo die Alten auch den Jungen etwa Babysittingdienste leisten können, wo Gemeinschaftsdienste für die Alten auch von den Jungen beansprucht werden können, wo die Jungen und die Alten, die Gesunden und die Pflegebedürftigen, die Alleinstehenden und . . .

Gefunden haben wir Inseln der Isolierung! Wenigstens fanden wir Leute, die sich darüber Gedanken machen, wie die Isolierungen des lebensteiligen Lebens wenigstens gelockert werden können. Franz Füeg

Parce qu'il fait vibrer une corde sentimentale, le poète Jean Giono nous paraît sans doute irréel lorsqu'il fait l'apologie de la grande famille et du grand âge.

En réalité sil l'on persiste à vouloir toujours perfectionner l'isolement des vieux et des malades, les charges sociales résultantes ne pourront plus être supportées par les jeunes et bien portants.

Pour ce volume nous avons cherché des quartiers d'habitat nouveaux où vivent de jeunes familles et des communes de jeunes, où la femme qui travaille est déchargée par des services collectifs, où les vieux peuvent vivre à proximité des jeunes et espérer plus sûrement l'aide de ces derniers que s'ils habitaient loin, où les équipements collectifs conçus pour les jeunes servent aussi aux vieux, où les jeunes utilisent également les installations des vieux, où les jeunes et les vieux, les bien portants et ceux qui réclament des soins, ceux qui sont seuls et . . .

Et pourtant nous n'avons trouvé que l'isolement! Mais aussi des gens qui se demandent comment rendre l'isolement de cette vie cloisonnée un peu moins radical.

Franz Füeg

The piece by the French writer Jean Giono entitled "The Greater Family and Old Age Transfigured" may strike us as divorced from reality, because it awakens sentimental feelings!

What is a real fact, however, is the circumstance that the social burdens imposed by the aged and the ill can no longer be borne by the young and the healthy, if there continues to be mounting demands for the consolidation of the isolated small-family unit.

For this Ussue we have looked about for new residential complexes in which young families and young communes live, where communal facilities relieve the working wife, where the aged can live in the vicinity of the young, where they can expect more assistance from the young than if they live far off, where the communal facilities serve the aged as well as the young, where the aged can, let us say, help the young by being baby-sitters, where communal services for the aged can also be utilized by the young, where the young and the aged, the healthy and those requiring care, those living alone and . . .

We have found islands of isolation! But at any rate we also found people who are wondering how the isolation of living in a society segmented into age groups can at least be mitigated. Franz Füeg